

**Redaktion, Administration, Druckerei:**  
Kolewratzig, Fichtegasse Nr. 11.  
Telephon-Nummern: Redaktion 379, 465, 1605,  
Administration 9483, Inseratenabteilung 1088.  
Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen und  
Manuskripte in keinem Falle zurückgesendet.

**Alleinige Anzeigen-Anstalt für das Abendblatt:**  
**Hock & Herzfeld, Wien, I.,**  
Adligergasse Nr. 6, Telephone: 14964 und 14193.

**Abonnement für Wien und das Inland:**  
Zum Abholen im Hauptort: L. Wollzoll Nr. 20, Tel. 9789, oder von der Administration: L. Fichtegasse 11, ... K 3500.—  
Zum Abholen in den Trakten und anderen Wiener Vorortstellen ... K 3500.—  
Bei täglicher Postversendung für Wien ... K 3500.—  
Bei täglich einmaliger Versendung in die Provinz (Nr. 534 der österr. Zeitungsliste) K 3500.—  
Bei täglich zweimaliger Versendung in die Provinz (Nr. 533 der österr. Zeitungsliste) K 3500.—

**Einzelverkaufspreise:**  
Morgenblatt oder Nachmittagsblatt am Montag und nach zwei Feiertagen K. 120.—, Abendblatt K. 40.—

Für die an Agenten, Ausbringer oder Verschleißer bezahlten Beiträge leisten wir keine Garantie.

# Neue Freie Presse.

Morgenblatt.

**Postsparkassenkonten:**

Wien.....Nr. 28.020	Agram.....Nr. 41.096
Prag.....Nr. 25.020	Ljubljana.....Nr. 20.221
Budapest.....Nr. 23.355	Sarajewo.....Nr. 7.025
Warschau.....Nr. 100.175	

Konto bei der Deutschen Bank, Amt Ausland 11, Berlin W. 8, der Schweizerischen Kreditanstalt, Zürich, der Banca Commerciale Triestina, Triest, und der Banca Marmorosch, Blank & Co., Bukarest.

**Abonnement für das Ausland:**

Monatlich:		einmal	zweimal
Mit Postversendung täglich:			
Czecho-Slowakei, O. K.	30	32	32
Ungarn.....Ung. K.	200	205	205
Jugoslawien.....Dinar	30	32	32
Deutschland.....Mark	70	70	70
Polen.....Poln. Mark	1000	1000	1000
Frankreich.....Francs	8	8	8
Italien.....Lire	60	60	60
Bulgarien.....Lev	60	60	60
Rumänien.....Lei	60	60	60
Schweiz und alle übrigen Staaten des Weltpostvereins.....Schweiz. Francs	6	6	6

Bei den Postämtern (vierteljährlich):  
Deutschland 335 Mk., Österr. Schweiz 16 Fr.  
50 Kr., Holland 53 Gld., Schweden 33 Kr.  
30 Kr., Norwegen 16 Kr. 48 Örs, Dänemark 17 Kr. 48 Örs, Finnland 108 San. M. 27 Fl., Belgien Fr. 15.90, Italien L. 14.47, Rumänien Fr. 15.90, Bulgarien Fr. 15.90.

Nr. 20789

Wien, Sonntag, den 16. Juli

1922.

## Das Garantiekomitee über den guten Willen Deutschlands.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“)

Berlin, 15. Juli.

Das Garantiekomitee hat seine Arbeiten beendet und wird am Sonntag nach Paris zurückkehren. Anfang der nächsten Woche wird es in Paris seinen Bericht erstatten. Das Garantiekomitee hat die Ueberzeugung gewonnen, daß die deutsche Regierung den festen Willen hat, die notwendigen Maßnahmen zur Sanierung der deutschen Finanzen zu treffen.

## Das Scheitern der Haager Konferenz. Die Verantwortlichkeit für den Abbruch der Verhandlungen.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Haag, 15. Juli.

Die Haager Konferenz ist zusammengebrochen. Die Schuld an dem Scheitern der Konferenz schieben sich die Russen und die Westmächte gegenseitig zu. Die Russen sehen die Ursache in der Ablehnung der für sie lebenswichtigen Kreditgewährung. Die Westmächte vermissen bei den Russen die Anerkennung der Schulden und die Zusage, das Privateigentum zurückzuführen.

Die Westmächte beabsichtigen nun, noch ein Schlussprotokoll abzuschließen, in dem festgesetzt werden soll, daß der Mißerfolg der Konferenz auf die Haltung der Russen zurückzuführen sei. Es ist anzunehmen, daß die Russen die gleiche Erklärung im umgekehrten Sinne abgeben werden. Allerdings wird gemeldet, daß Krassin im letzten Augenblick aus Moskau neue Instruktionen erhalten habe, die es ihm ermöglichen, weitere wichtige Konzeptionen, besonders im Eisenbahnwesen, zu machen. Es ist unwahrscheinlich, daß die Konferenz auf dieser Grundlage wieder zum Leben erweckt werden kann.

## Kampfaufgabe der polnischen Linksparteien gegen ein Kabinett Korfanty.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Warschau, 15. Juli.

Niemals dürfte ein designierter Ministerpräsident noch vor seinem Erscheinen im Parlament mit einer derartigen parlamentarischen Rahmnote empfangen worden sein, wie der vom Zentrum und vom Rechtsblock der Sejmparteien heute im Hauptsaal mit der knappen Mehrheit von 219 gegen 206 Stimmen durchgedrückte Korfanty.

Laute Anschuldigungen gegen Korfanty durchlaufen die Stadt. Ein Sozialistenführer erklärte, über die moralischen Qualitäten Korfantis gäbe es nur eine Stimme in Polen: Jammer und überall hat er es verstanden, sich schrupellos zu bereichern. Er hat seinerzeit in dem Solde Erzbergers und Befelers gestanden, er sei ein deutscher Propagandamann gewesen. Als polnischer Führer habe er die Zeitung „Der Oberschlesier“ an das feindliche Lager verkauft.

Der Abgeordnete Barlicki erklärte, Korfanty könne nicht eher Ministerpräsident werden, bis er über die Verwendung der öffentlichen Gelder in Oberschlesien Rechnung gelegt habe. Die Bauernpartei kündigte die Vorlegung von Dokumenten an, die Korfanty bloßstellen. Alle Linksparteien erklärten, sie würden ihn rücksichtslos bekämpfen. Eines steht fest: Die Rechte übernimmt eine schwere Verantwortung, daß sie in einem Zeitpunkt, in dem sich eine lange verhaltene Erregung Luft zu machen droht, eine angesprochene Kampfhandlung durchdrückt. Zwischen Biljudski und Korfanty besteht eine Todfeindschaft.

„Przeglad Wiczojny“ schreibt: Wir stehen vor dem Bürgerkrieg! Das Zentralkomitee der sozialistischen Partei erläßt heute einen Aufruf an das arbeitende Volk in Stadt und Land, der die Lage als besorgniserregend bezeichnet und zum Schutze der demokratischen Republik aufruft.

## Die Devisenpreise.

In Zürich blieb der Kurs der österreichischen Zahlungsmittel unverändert. Die Mark erholt sich auf 1.16 (gegen 1.11 am 14. d.). Die österr. Krone auf 11.75 (11.—). In Berlin verbilligten sich die fremden Zahlungsmittel, der Dollar war bis 438.45 (456.92) rückgängig.

Die nächste Nummer der „Neuen Freien Presse“ erscheint Montag nachmittags.

## Bemerkungen zum österreichischen Finanzplan.

Von Dr. Johann v. Teleszky.

Finanzminister a. D.

(Aus einem Gespräch.)

Die Ansicht des hervorragenden Sachverständigen und Kenners über den österreichischen Finanzplan ist von hoher Bedeutung.

Budapest, 12. Juli.

Der gewesene ungarische Finanzminister Dr. Johann v. Teleszky hatte die Liebenswürdigkeit, sich zu Ihrem Korrespondenten über den österreichischen Finanzplan zu äußern. Auf die Frage, ob die Konzeption des österreichischen Finanzplanes richtig sei, ob dieser Plan seinen Zweck erreichen werde und ob die gewählten Mittel zweckmäßig seien, antwortete Dr. v. Teleszky:

Meiner Ansicht nach ist der vorliegende österreichische Finanzplan unbedingt durchzuführen. Bei dieser Feststellung erübrigt es sich, darnach zu forschen, ob der angestrebte Zweck tatsächlich erreicht werden wird und ob die richtigen Mittel hierzu gewählt worden sind. Der Finanzplan muß einfach durchgeführt werden, weil meiner Ansicht nach Österreich ansonsten vor dem Zusammenbruch nicht zu retten ist. Ich halte es für verfehlt, wenn man in einer solchen Lage, in der sich Österreich gegenwärtig befindet, Tag und Nacht grübelt, welches die richtige Lösung wäre, und über das Grübeln die Zeit und die Kraft verpaßt, die zur energischen Tat überhaupt noch zur Verfügung steht. Wenn der Spruch: „Das Bessere ist der Feind des Guten“ überhaupt Geltung hat, so hat er es für Österreich in seiner augenblicklichen Lage. Was die Auswahl der Mittel des Finanzplanes betrifft, so handelt es sich um die Erhöhung der Staatseinnahmen, um die Verminderung der Staatsausgaben, um die innere und Auslandanleihe, sowie um die Schaffung eines Vertrauens erweckenden Geldes, also sozusagen um alle jene normalen Mittel, die der Finanzpolitik und der Finanzwissenschaft zur Herstellung geordneter finanzieller Verhältnisse im allgemeinen zur Verfügung stehen. Die Frage also, ob diese Mittel richtig gewählt wurden, ist nicht strittig. Darüber ließe sich höchstens rechten, ob diese verschiedenen Mittel in dem richtigen Verhältnis zueinander und in der richtigen Reihenfolge angewendet werden oder nicht. Im Wesen halte ich dies für eine sekundäre Frage. In welchem Maße die in Frage stehenden Mittel tatsächlich in Anwendung gelangen, das heißt, ob in dem Segurischen Finanzplan den in Anwendung gelangenden Maßnahmen die richtige Rolle in entsprechender Weise zugebracht ist, das ist eine Frage, die der Ausländer kaum zu beurteilen vermag. Dies ist aber hauptsächlich keine finanzielle, sondern eine soziale Frage, die mit der Verteilung des Nationalvermögens und des nationalen

Einkommens im Zusammenhange steht. Auch ist dies ein Problem, das eigentlich niemals auf theoretischer Grundlage, sondern durch die Machtverhältnisse der verschiedenen sozialen Schichten und Klassen entschieden und meistens, wie wir es ja auch in Österreich sehen, durch Kompromisse gelöst wird. Dabei ist nur zu wünschen, daß die Kompromisse nicht den finanziellen Effekt der geplanten Maßnahmen in einer den Enderfolg gefährdenden Weise beeinträchtigen.

Ich kann freilich nicht umhin, diesbezüglich gewissen Befürchtungen Ausdruck zu geben. Mir scheint es, daß in Österreich teilweise dieselben Symptome wahrzunehmen sind, wie sie im Vorjahre angesichts des Hegedüsischen Finanzplanes zutage traten, daß nämlich jede soziale Schichte und Interessengruppe bestrebt ist, die auf sie entfallenden Lasten auf das Minimum zu reduzieren. Hierdurch kann die Gefahr eintreten, daß die resultierenden finanziellen Effekte nicht mehr genügen werden, um den angestrebten Zweck zu erreichen. Das Fallenlassen der Holzproduktionsabgabe und die wahrscheinliche Zurückstellung der Weinproduktionsabgabe, ferner das Bestreben aller interessierten Kreise, die auf sie entfallende Zwangsanleihe möglichst zu reduzieren, sind in dieser Beziehung nicht unbedenkliche Symptome.

Theoretisch genommen, erscheint es allerdings nicht einwandfrei, daß der Finanzplan die Errichtung einer neuen Notenbank sozusagen als ersten Schritt der ganzen Aktion hinstellt, während es doch richtiger wäre, erst dann an die Schaffung einer Notenbank heranzutreten, wenn die Stabilisierung der Währung gewissermaßen bereits dadurch garantiert würde, daß deren Hauptbedingung, das Gleichgewicht des Budgets und der Zahlungsbilanz, wenigstens annähernd sichergestellt ist. Ich glaube indes, daß das Abweichen von dieser Reihenfolge durch die speziellen Verhältnisse Österreichs hinlänglich begründet ist. Die österreichische Krone ist auf ein Niveau gelangt, unter das sie kaum mehr sinken kann. Wie wir in den jüngst verflossenen Paniktagen, die eben zu dem energischen Entschluß der Regierung geführt haben, sahen, erscheint die Gefahr eminent, daß die österreichische Krone ihre Kaufkraft buchstäblich verliert. Mit anderen Worten, das Reservoir, woraus der österreichische Staat in den letzten Jahren seine Ausgaben gedeckt hat, nämlich das in Kronenforderungen bestehende Vermögen der Staatsbürger, ist vollkommen ausgeschöpft, was in den Augen des großen Publikums darin zum Ausdruck gelangt, daß das Vertrauen zur jetzigen österreichischen Krone heinasse auf den Nullpunkt gesunken ist. Bei diesem Umstande muß der Staat, um das Ausbrechen einer vollständigen Anarchie zu verhüten, in erster Linie dafür Sorge tragen, daß er zur Befolgung seiner Angelegenheiten über Zahlungsmittel verfüge, die eine entsprechende Kaufkraft besitzen. Eben deshalb ist es dringend notwendig, daß der österreichische Staat für solche Zahlungsmittel sorgt, und deshalb besteht die dringende Notwendigkeit, die Gewandung der finanziellen Verhältnisse Österreichs mit der Kreierung neuer Zahlungsmittel zu beginnen. Dies soll ganz richtig durch die Errichtung einer Notenbank erreicht werden. Auch erscheint es mir durchaus richtig — eben weil es außer einer im Wesen gleichbedeutenden einmaligen Vermögensabgabe, der einzige Ausweg ist — daß, insoweit das Gleichgewicht des Budgets durch laufende Staatseinnahmen oder allenfalls übergangsweise durch aus-

Die heutige Nummer enthält:

**Literaturblatt: „Die seligen Schwestern von Tösz und Engeltal.“** Von Felix Braun. „Walter Rathenau und Konstantin Brunner.“ Von Paul Neubauer. Literarische Notiz. Seite 21 bis 23.

Ferner:

Die 52. Fortsetzung des Romans „Münderinnen“ von Ludwig Thoma. Seite 20.

## Feuilleton.

Klimt.

Von Hermann Vahr.

Klimt kam am 14. Juli 1862 zur Welt. Er, dem jede Feierlichkeit verhasst war, hätte heute, von allerhand hohen Dieren angestrußelt und verehrend angeglockt, ein komisches Gesicht gemacht. Er hatte keinen Sinn für Öffentlichkeit; er hatte das Talent, sie gar nicht zu bemerken. Er war der Einzige, der in der Brandung des albernen Skandals wegen der Deckengemälde in der Wiener Universität ruhig blieb, er konnte den Lärm seiner Verleumder so wenig verstehen als die Wut seiner Bewunderer und lachte beim Anblick meines roten Kopfes. Es blieb ihm unklar, was wir alle denn eigentlich von ihm

wollten: was er malte, ging doch uns nichts an, und ob es uns gefiel oder mißfiel, ging doch wieder ihn nichts an. Malen war seine Privatangelegenheit, er fand es unverschämt, daß man ihn sein Bedürfnis nicht ungestört verrichten ließ. Als einmal von den Sittenwächtern ausgepresst wurde, er sei soeben mit dem Rettungswagen ins Irrenhaus überführt worden, war er nur neugierig, was mit dieser Nachricht denn eigentlich „bezweckt“ sei. Er wäre, wenn man ihn wirklich ins Irrenhaus gesteckt hätte, auch nicht erstaunt gewesen. Das Ganze des Lebens kam ihm so wunderbar vor, daß er sich über nichts einzelnes darin mehr wundern konnte. Er war nämlich überhaupt unfähig, irgend etwas einzelnes in der Wirklichkeit wahrzunehmen: alles verschwamm ihm in ihrem ungeheuren Leuchten. Ihn blendete der Goldglanz aller Erscheinung, der Goldglanz des Erscheinens so, daß er nichts einzelnes darin mehr unterscheiden konnte. Er blieb von der Empfangnis der Erscheinung sein Leben lang so gewaltig erschüttert, daß er niemals dazu kam, sich dann erst auch noch näher anzusehen, was denn eigentlich in ihr erschien. Er blieb nur immer auf den Knien vor der befehlenden Erleuchtung, die von überall auf ihn eindrang. Er hätte Danae malen müssen, den Goldregen auffangend. Das wäre sein Selbstbildnis geworden.

Jeder Blick erleuchtet, Sehen ist ein unablässiges Verwandeln von Nacht in Tag. Dringt das Feuer der Erscheinung in unsere Finsternis herein oder ist es vielleicht eher unser eigenes Feuer, an dem sich plötzlich die Welt entzündet? Bei der Umgestaltung ins Erleuchten bleiben

Ländliche Kredite nicht gesichert wird, die erforderlichen Mittel durch eine Pfandbriefanleihe beschafft werden. Die Errichtung der neuen Notenbank dürfte sich ja als eine vollkommen verfehlte Maßnahme erweisen, wenn der Staat sofort unbedeckte Kredite bei ihr in Anspruch nehmen würde. Der ganze Erfolg des Finanzplanes hängt geradezu davon ab, ob es gelingen wird, die Inanspruchnahme der neuen Notenbank seitens des Staates auch für die Zukunft ständig zu vermeiden.

Trotzdem ich die Durchführung des Finanzplanes als einzige Möglichkeit des Fortbestehens des österreichischen Staates betrachte, kann ich mein Bedenken nicht unterdrücken, ob es tatsächlich auf längere Zeit gelingen wird, die Inanspruchnahme der Notenbank durch unbedeckte Kredite seitens des Staates hintanzubehalten. Ich muß ausdrücklich gestehen, daß ich diesbezüglich nicht genug klar sehe, weil ja bei der Bekanntgabe des Finanzplanes kein entsprechendes Zahlenmaterial veröffentlicht worden ist. Ein Ausländer ist daher kaum in der Lage, sich ein Urteil darüber bilden zu können, wie sich der Staatshaushalt Österreichs nach der Durchführung des Finanzplanes gestalten wird und ob der in Aussicht genommene Ertrag der Pfandbriefanleihe genügen wird, das Defizit für die Zeit zu decken, bis durch die Kontrolierung der ausländischen Anleihe und durch die allgemeine Kräftigung der Volkswirtschaft die laufenden Einnahmen sich in einer Weise erhöhen, daß das Defizit verschwindet. Auch kann ich es nicht beurteilen, ob die infolge der Durchführung des Finanzplanes in manchem Belange unbedeutende Teuerung und deren Auswirkungen auf die Gestaltung der Staatsausgaben entsprechend in Rechnung gezogen worden sind. Es steht außer Zweifel, daß eine solche Teuerung einerseits infolge der Erhöhung der Steuern, andererseits im Zusammenhange mit der Pfandbriefanleihe der Häuser infolge des Abwandes des Mieterschutzes eintreten muß. Dies ist indes kein Argument gegen den Finanzplan selbst, da die derart gesteigerte Teuerung unbedeutend eine kleinere sein wird als diejenige, welche durch die Emission neuer unbedeckter Noten erfolgen würde. Auch verteilt sich diese Teuerung gerechter auf die verschiedenen Schichten der Bevölkerung. Diese Teuerung wird andererseits, solange sich die Gehälter der Staatsangestellten und der Arbeiter unentwegt an die Indexziffer anschmiegen, eine neue große Belastung des Budgets bedeuten. Hierin sehe ich die große Gefahr, welche den günstigen Erfolg des Finanzplanes bedroht, wie ich darin überhaupt den vornehmsten Grund der jetzigen Finanznot Österreichs erblicke. Ich halte Österreich an und für sich lange nicht in dem Maße lebensunfähig, als dies allgemein hingestellt zu werden pflegt. Allerdings muß die Bevölkerung eines in so ungünstiger Lage befindlichen Staates, in die Desterreich infolge des Krieges und hauptsächlich infolge des Friedensvertrages geraten ist, seine Lebensbedingungen den tatsächlichen Verhältnissen anpassen können. Dies ist, wenn meine Eindrücke mich nicht täuschen, in Desterreich nicht in dem Maße der Fall, als es notwendig gewesen wäre. Wenn sich im Zusammenhange mit dem Finanzplan nach dieser Richtung hin keine Aenderung ergibt, so kann natürlich auch der neue Rettungsweg kaum ein dauerndes Ergebnis zeitigen. Dies mag vielleicht als eine antisoziale Auffassung erscheinen, doch haben uns eben die Erfahrungen der jüngsten Jahre darüber belehrt, daß nicht immer diejenigen die aufrichtigsten Freunde der großen Schichten der Bevölkerung sind, die sie zeitweise in dem Wahn einer besseren Lebensführung halten, bis dann der unvermeidliche Zusammenbruch erfolgt. Es ist ganz und gar unmöglich, daß große Schichten der Bevölkerung dauernd in die Lage versetzt werden, mehr zu verzehren, als der Wert der durch ihre Arbeitsleistung erzeugten Produkte darstellt.

Wenn gleichzeitig mit der Durchführung des Finanzplanes das Indexgesetz abgeschafft werden kann, wenn sich parallel mit der bedeutenden Belastung der besitzenden Klassen die Forderung der Arbeiterbewegung dazu heben, ihre Ansprüche wenigstens übergangsweise möglichst einzuschränken, dann wird meines Erachtens der dauernde Erfolg nicht ausbleiben. Wenn nicht, so wird der Erfolg nur ein ephemeres sein können.

### England und Italien.

#### Die Politik von Lloyd-George und die italienische öffentliche Meinung.

Von Dr. Benedetto Cirroni.

Senator des Königreiches Italien.

Rom, 7. Juli.

Man muß Lloyd-George wirklich bewundern um der Unergründlichkeit seiner Einfälle, der Mannigfaltigkeit seiner Methoden und des Bagemutes willen, mit dem er alles in Szene setzt, um die immer wieder auftauchenden Hindernisse zu beseitigen, die sich seinen Zielen entgegenstellen. In den sechzehn munterbrochenen Jahren seiner Macht hat er alle Wege versucht, alle Thejen verteidigt und sich nie darum gekümmert, ob man ihn der Inkonsistenz ziele, der Widersprüche, des raschen Wechsels der Gedanken, der Grundzüge, der Partei und der Freunde. In einer einzigen Sache aber hat er Treue bewahrt — er hat stets alles und alle ausgenützt, um dem Endziele seiner Politik zu dienen, das meist tief verborgen blieb. Um dieses Endziel zu erreichen, griff er stets auch zu Mitteln, die kaum mehr ernst zu nehmen sind. So war gewiß die große Apologie nicht ernst zu nehmen, die er im Vorjahre auf dem Bahnhofe von San Remo vor einer Anzahl ihm umringenden Journalisten hielt und in der er erklärte, Venizelos sei der größte Staatsmann der Allen und der Neuen Welt. Daß er so sprach, war, weil er während der Konferenz in San Remo dem Hohen Rat die Frage vorgelegt hatte, ob man nicht Griechenland mit der Aufgabe betrauen sollte, die Krone der Regierung von Angora aus Kleinasien zu verjagen. Bei den Italienern nun hat die Uebergangung Raum gewonnen, daß Lloyd-George nicht zögern würde, sich Italiens auf diplomatischem Gebiet ungefähr so zu bedienen, wie er sich damals Griechenlands auf militärischem Gebiete bediente. Ebenso wie Griechenland für die Konsolidierung des britischen Reiches in Kleinasien und in Thraxien gegenüber der Türkei eintreten mußte, ebenso — das glauben jetzt viele Italiener — soll nun Italien Frankreich gegenüber zugunsten Englands handeln.

Es ist nicht nötig, allzuweit in der Geschichte zurückzugreifen, es genügt, einige neuere Episoden anzuführen, um die anglo-italienischen Beziehungen im Vergleich zu den anglo-französischen zu charakterisieren. Nehmen wir als Beispiel die hochwichtige obereschlesische Frage. Eine Zeitlang vertrat Lloyd-George mit großer Festigkeit die Ansicht, das ganze obereschlesische Kohlenbecken müsse ungeteilt den Deutschen verbleiben. Damals war Italien bei Lloyd-George nicht gut angegriffen; der Minister des Äußern, Sporza, wurde von englischen und anglophilen Zeitungen aufs heftigste angegriffen, weil er in der obereschlesischen Frage seine bekannte Linie, die „Sporza-Linie“, die sehr zugunsten der Politik Frankreichs gezogen war, mit aller Kraft verteidigte und auch weil er im Orient die englische, griechische und französische Politik nicht unterstützte, sondern auf eigene Rechnung Verträge mit Kemal Pascha abschloß. Als auf Sporza Della Torretta folgte, gelang es Lloyd-George, in der italienischen Politik eine Wendung herbeizuführen, und zwar sowohl in Oberschlesien als auch im Orient. Der neue italienische Minister zeigte sich sogleich bereit, die „Sporza-Linie“ in Oberschlesien aufzugeben und mit der griechischen Regierung Fühlung zu nehmen. Kurz darauf jedoch hielt es Lloyd-George für zweckmäßig, der französischen Politik in Oberschlesien zuzustimmen, und die Sporza-Linie, die von Frankreich gewünscht wurde, fand bei der Abstimmung im Völkerbunde keinen Widerstand. Italien, unpfählig von England im Stich gelassen, kam in Europa wie im Orient in eine schiefe Stellung, während Frankreich, das seinen Willen in Oberschlesien durchgesetzt hatte, nun überdies Sonderverträge mit der Regierung von Angora abschloß, die den italienischen Interessen in Kleinasien zuwiderliefen.

Noch lebt frisch im Gedächtnis aller der Enthusiasmus, den Lloyd-George für Italien zeigte in den Tagen, da die Konferenz von Genua zu Ende ging. Er war es, der Italien veranlaßte, sich mit vollen Segeln in das Abenteuer vom „mare magnum“ einzulassen, das wie durch einen Zauber die wirtschaftliche Auferstehung Europas und den

Frieden der Völker herbeiführen sollte, die unter den bitteren Folgen des Weltkrieges litten. Italien unterstülzte in Genua mit bewundernswürdiger Treue und Ausdauer die Politik Lloyd-Georges; es verlangte nichts für sich, forderte England nicht auf, sich mit den Lebensproblemen Italiens zu befassen, erinnerte nicht einmal daran, daß England im Vertrage von London feierlich die Aufgabe übernommen hatte, Italien koloniale Entschädigung dafür zu leisten, daß es sich die deutschen Kolonien in Afrika angeeignet hatte. Wierzig Tage lang saßen in Genua Schanzer und Lloyd-George Seite an Seite, ohne daß Lloyd-George ein einzigesmal die Zeit gefunden hätte, mit Schanzer die Lebensinteressen Italiens in Europa und den überseeischen Ländern zu besprechen! Am Schluß der Konferenz von Genua aber behandelte Lloyd-George Italien genau so, wie er Venizelos beim Schluß der Konferenz von San Remo behandelt hatte. In Gegenwart der italienischen Journalisten sang er das Lob Italiens und er verstieg sich dabei sogar bis in die Römerzeit. Er erzählte, daß in seinem kleinen Geburtsort in Wales noch eine römische Mauer stehe und heute noch aller Unbill des Wetters Trost biete, während von der normannischen Herrschaft keine Spur mehr vorhanden sei. Er wollte damit seinen Hörern zu verstehen geben, und sie empfanden es auch so, daß England die intime Freundschaft, ja die offene Allianz mit Italien der Frankreichs vorzöge und daß von diesem Augenblick an Italien in der Entente die Stellung Frankreichs einnehmen würde. Und nun noch besser verstanden zu werden, schloß er unter dem lauten Beifall seiner Zuhörer: „Wir werden Italien die Hofstiege zur Verfügung stellen, deren es so notwendig bedarf!“

Als dann Lloyd-George über Frankreich nach England zurückkehrte, hielt er sich nicht in Paris auf und suchte zu keinerlei Berührung mit Poincaré, um die Welt, und insbesondere Frankreich, glauben zu machen, daß er entschlossen sei, fortan Italien als den bevorzugten Alliierten anzusehen. Schanzer versagte leicht in den Rehen Lloyd-Georges. Raum war das Budget des Ministeriums des Äußern von der Deputiertenkammer gutgeheißen und noch hatte der Senat nicht Zeit gehabt, sich darüber zu äußern, als Schanzer, nachdem er vorher noch den König nach Kopenhagen begleitet, nach London reiste, um, wie er glaubte, mit Lloyd-George die Probleme, die England und Italien gemeinsam berühren, zu erörtern und in einen Vertrag zu fassen. Lloyd-George tat wirklich ihm gegenüber, was er bei anderen ministeriellen Gästen nicht zu tun pflegt, er bemühte sich zu seinem Empfang zur Bahnstation, ging dann auch noch in eine Veranmlung, wo man das Andenken Mazzinis feierte, deklamierte dort noch einen Hymnus auf die allüberlieferte englische Freundschaft für Italien, fand dann aber weder Zeit noch Gelegenheit, sich mit den Lebensproblemen Italiens zu befassen, obwohl Schanzer vierzehn Tage in London blieb und auf die Lösung der wichtigsten Probleme wartete. Man überließ alle Fragen den beiderseitigen Experten, die aber nicht die Befugnis zu Entscheidungen hatten. So wurde nicht einmal die einfachste Frage, die im Vertrag von London aufgeworfene Kolonialfrage, geregelt, mit deren Hilfe England und Frankreich Italien in den Krieg gelockt hatten. In diesem Vertrag verpflichteten sich nämlich Frankreich und England, sofern sie sich der deutschen Kolonien bemächtigen würden, Italien gleichwertige koloniale Vorteile zu sichern und die Grenzen von Libyen, von Tunis und von Ägypten festzusetzen. Frankreich weigert sich jetzt offen, dieser Verpflichtung nachzukommen; England aber hat zwar immer versprochen, sie einzuhalten, es hat jedoch bisher kein Versprechen nicht eingelöst. Frankreich zögert nicht, auch in der Form ganz unbilligen vorzugehen; England speist Italien mit schönen Worten ab, läßt aber auf die Worte keine Taten folgen. Deshalb steht Italien heute seinen Verbündeten unter denselben Bedingungen gegenüber wie zur Zeit, als der Hohe Rat in Paris über den Frieden verhandelte.

Die Italiener aber, und hierin gibt es keine Unterschiede der Parteien, glauben schon seit einiger Zeit nicht mehr an die Solidarität der sogenannten lateinischen SchwesterNation und auch nicht an die angebliche überlieferte Freundschaft von England. Die Lobeshymne, die Lloyd-George beim Journalistenbankett in Genua auf Italien gesungen hat, weckte enthusiastischen Widerhall nur innerhalb der

Franken auf, die Berührung unseres Gesichts durch den Reiz von außen trifft uns mit einem Blitz, unser Blick setzt die Welt in Flammen. Das ist das Unerlebnis jedes Malers. Damit wird man erst zum Maler. Aber Klimt blieb zeitweilig dabei. Er hat immer wieder das Entflammen der Welt gemalt; und nichts als dieses Entflammen. Er hat den Augenblick des Erblickens verewigt. Uns anderen gelingt es, aus diesem Augenblick des Erblickens dann doch immer wieder in eine gewisse Trübung zurückzukehren, wir stellen durch Selbstbeurteilung sogleich ein erträgliches Halbdunkel her, in dem sich nach einiger Zeit das Einzelne wieder für sich behaupten kann. „So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!“, ruft Faust und kehrt sich weg, „vom Augenschmerz durchdrungen“, er „birgt“ sich vor dem „Flammenübermaß“, er flüchtet vor dem „Feuermeer“, das „glühend uns umwindet“, flüchtet in den „farbigen Abglanz“. Klimt aber hält dem ungeheuren Feuerchein stand. Kein Wunder, daß er, geblendet, keinen Zug des Lebens mehr gewahr werden kann: Das Aufglänzen der Erscheinung war ihm ein so gewaltiges Erlebnis, daß er dadurch blind wurde für jenen Abglanz, Nachglanz, mit dem sich der abgewendete Faust begnügt.

Denn worüber geht die Gestalt dieser Welt, sagt der Apofstel. Erscheinung zerrinnt uns immer gleich wieder in Schein. Klimt aber kam gar nicht dazu, daß ihm Gestalt vorüberging, er kam gar nicht zur Gestalt, sondern, was der Gestalt vorausgeht, war seine Seligkeit: Das Erscheinen der Erscheinung. Er hat eigentlich kein Bild gemalt, sondern er hat das Sehen selber gemalt: den Augenaufschlag in seiner Explosion, wo dann ein Meer von Sternentanz himmelaufstrebend in Goldglut zerfließt. Die Wirkung ganz großer Kunst liegt immer darin, daß sie die Kraft hat, uns an eines der konstitutiven Erlebnisse der Kindheit zu erinnern, die wir dann erst wieder vergessen lernen mußten,

um der zum gemeinen Tagesdasein unentbehrlichen Banalität teilhaft zu werden. Klimt ist der große Künstler durch Selbstbeurteilung auf den Akt, durch den sich das Kind zum erstenmal des Sehens bemächtigt, geworden. Soll es sich dann in der Welt orientieren, soll es das Sehen gebrauchen lernen, so muß es sich zuvor von diesem überwältigenden Erlebnis der Erleuchtung wieder erholt, es muß den Blick, an dem sich der Farbenbrand der Erscheinung entzündet, vergeffen, es muß sich an das Wunder des Sehens gewöhnt haben. Klimts Geheimnis liegt darin, daß ihm diese Gewöhnung an das Wunder des Sehens nie ganz gelang. Er sah, wenn er malte, die Welt immer wieder zum erstenmal, er sah das Erscheinen der Erscheinung, er sah das Entflammen ihres Aufstehens, fuhr geblendet zurück, und den Glanz, der davon auf seinen erschreckt geschlossenen Augen liegen blieb, hat er gemalt.

Wenn ich in Stunden der inneren Entkräftung oder Ermüdung vor seine Nuda Veritas trete, die nun seit zweiundzwanzig Jahren bei mir steht und mir nie Trost und Zuversicht versagt hat, muß ich zunächst immer wieder leise lächeln. Er hat ihr das trostige Schiller-Wort:

„Nach' es wenigen recht,  
Vielen gefallen ist schlimm,

mitgegeben, wie ja jene Zeit die Reigung hatte, Kunstwerke gern auch noch mit dem Reiz einer philosophischen oder moralischen Aufmachung zu versehen.

Dieses Bild braucht ihn wahrhaftig nicht! Es hat nicht nötig, uns etwas zu sagen, denn es läßt uns die Seligkeit des Sehens sehen, es teilt uns das Unerlebnis des Auges; das Aufstehen, das sich, wenn Augenkraft und Augenschein einander begegnen, aus beiden aufeinander ergibt, so gewaltig mit, daß dieses Glück der Erscheinung uns ganz vergessen läßt, auch nach ihrem Sinn, nach ihrem Wert zu

fragen. Klimt ist durch das Leuchten der Erscheinung blind für ihren Sinn und Wert geworden. Daher auch die merkwürdige Vertauschbarkeit aller Erscheinungen, die für seine Kunst so charakteristisch ist: er malt eine Frau, wie wenn es ein Schmuck wäre, der Ring an ihrer Hand aber scheint besetzt, ihr Mund gleicht einer Blume, man kommt nicht auf den Gedanken, daß er auch sprechen kann, aber ihr Kleid erzählt Märchen; oder wenn er eine Sonnenblume malt, machen uns ihre gültigen Augen zu, gleich aber malt er dann einen Baum in Gold getrieben. Die Herrlichkeit des Aufleuchtens der Welt im Auge läßt ihn allen Unterschied von Leben und Tod verlieren.

Seiner nächsten Wahrheit gegenüber hängen bei mir drei Zeichnungen. Die eine ist eine Skizze für eines der Mädchen auf dem Schubert-Bild bei Dumba: Da sieht man auf den ersten Blick den Mahart-Schüler, sie hat einen Hauch der Kaiserstadt, als noch der Herr v. Grillparzer raunzend in ihr spazieren ging, einen fast griechischen Hauch. Die zweite, für das erste Heft von „Ver sacrum“ bestimmt, zum Beginn der Sezession, ist eine rote Perle mit Haaren von Burne-Jones oder Rossetti, Augen von Doorop und einen Mund von Schnopff, doch müssen Rossetti, Doorop und Schnopff eben von einer Fahrt zur Insel der Seligen heimgekehrt sein, so verklärt strahlen sie noch. Die dritte ist aus der Zeit seiner Vollendung, als sich ihm auch noch das letzte Geheimnis erschloß: die Skizze des Weglassens jeder Entbehrlichkeit. Da war seine Hand zur Wünschelrute worden, er ließ sie leis den Schein der Welt entlang gleiten, bis sie, wo darunter Wesen verborgen lag, es ihm aufzudeckend verriet: Stenogramme solcher Untergänge nach den Brunnen der Erscheinung sind diese Zeichnungen seiner Meisterhaft. Sein Auge hatte sich am Flammenbad des Erscheinens fast blind gemacht, so horchte seine Hand jetzt zum Urgrund hinab: dazwischen liegt die geweihte Deutlichkeit des Tages, die hat er nie bemerkt.